

Klaus Tenfelde

Raubildung als ökonomischer, sozialer und mentaler Prozess

Industrialisierung und Raum

Es ist keine neue Erkenntnis, dass die Industrialisierung das Siedlungsgefüge und damit die sozialen Räume innerhalb der frühneuzeitlichen Territorial- und späteren Nationalstaaten Europas zutiefst verändert hat.

Gewerbliche Betätigung schafft Arbeit, und in diesem Sinne kann man schon in den frühesten Stadtgründungen eine Raumbildung erkennen, die, sieht man von vielfach wirksamen kultischen Zentralisierungen ab, im Wesentlichen auf Arbeitsteilung zwischen Stadt und Land, auf der Trennung zwischen ländlich-bäuerlicher Arbeit und gewerblicher Produktion beruhte. Sieht man von den teilweise für ihre Sklavenarbeit berüchtigten – oft entlegenen – Bergwerken der Antike und gar in vorgeschichtlicher Zeit ab, so blieb die Stadt bis über das hohe Mittelalter hinaus in Europa der Ort des freilich fast immer „kleinen“ Gewerbes. Gewerbebezogene Siedlungsräume eigenen Charakters entstanden, außer im Sonderfall des Salz- und Erzbergbaus, einstweilen nicht; wohl aber standen die städtischen Gewerbe sehr früh in intensiven Handelsbeziehungen. Die Blüte der oberitalienischen Stadtlandschaften, aber auch diejenige Flanderns oder Oberdeutschlands beruhte, an der Wende zur Neuzeit, auf intensiven Markt- und Verkehrsbeziehungen, die nunmehr durch die Entdeckung der Neuen Welt akzentuiert wurden.

Gewerbliches Wachstum und Stadtentwicklung standen demnach immer in einer engen Wechselbeziehung. Das änderte sich teilweise seit dem späten Mittelalter. Es war ein Merkmal des nun einsetzenden, heute meist so genannten Prozesses der „Protoindustrialisierung“, dass die heimgewerbliche Textilproduktion überwiegend auf dem Lande, im ländlichen Neben- und bald dann im Haupterwerb, betrieben wurde. Ausgehend von Frankreich, führten überdies Fördermaßnahmen im Zeitalter des Merkantilismus zu gewerblichen Ansiedlungen außerhalb des etablierten Städtenetzes. Gänzlich neue Prozesse der Raumbildung löste jedoch erst die Industrialisierung aus.

Die Mechanisierung der Spinn- und Webarbeit und die Verfügbarkeit „mobiler“ Kraftmaschinen veranlassten rasche Zentralisierungen der Gewerbe. Es schlug die Stunde der Fabrik, die nun nicht mehr an Flussläufen wegen der Wasserkraft, sondern in den oder am Rande der bestehenden Städte errichtet wurde, denn die Dampfmaschine stellte Bewegungsenergie im Prinzip überall bereit. Das Textilgewerbe wanderte zurück in die Städte, zu den Märkten der Arbeit und des Konsums. In Deutschland erlebten, mit der Textilindustrie als Leitsektor einer ersten Phase der Industrialisierung, Städte wie Augsburg und Nürnberg, Chemnitz, Elberfeld und Barmen, Mönchengladbach oder auch Bielefeld eine ausgeprägte Bevölkerungszunahme schon in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Städte wie diese erfuhren und gestalteten dann bereits gegen Ende des 19. Jahrhunderts, als in der Textilindustrie die Wachstumskräfte erlahmten, einen immensen Strukturwandel hin zu neuen, wachstumsförderlichen Leitsektoren. Das waren, in den bezeichneten Fällen, vor allem die

Metall verarbeitenden Gewerbe und der Maschinenbau. Struktureller Wandel, das zeigt sich hieran, wurde zu einem ständigen Begleiter wirtschaftlichen Wachstums im Zeitalter der Industrialisierung. Demnach ist, wirtschaftsgeschichtlich gesehen, die Entfaltung immer neuer (Wirtschafts-)Raumordnungen eine Selbstverständlichkeit.

Metallverarbeitung und Maschinenbau, das waren Gewerbe, die bereits auf den Schultern eines anderen Leitsektors, der Montanwirtschaft, ruhten. Bergbau und Hüttenindustrie wurden, namentlich in Deutschland seit Mitte des 19. Jahrhunderts, zu noch viel stärkeren Motoren industriewirtschaftlichen Wachstums als zuvor die neue Textilindustrie. Man etikettiert deshalb hierzulande die entscheidende Wachstumsphase zwischen etwa 1851 und 1873 oftmals mit dem Begriff der „Industriellen Revolution“. Diese hat, in ihren raumbildenden Wirkungen, die städtische Textilindustrie bei weitem übertroffen. Auch wenn dies, blickt man auf Mittel-, West- und vor allem Nordwest-Europa, nach Dimensionen und zeitlichen Abläufen durchaus unterschiedliche Prozesse waren, so übernahmen doch – in England am frühesten, seit den 1830er Jahren in Belgien, eher zögernd dann auch in Frankreich – der Kohlenbergbau und die mit ihm fast immer eng verschwisterete Eisen- und Stahlerzeugung eine auf Jahrzehnte anhaltende Führungsrolle. Kohle und Stahl, das waren letztlich die Stoffe, aus denen die Industrialisierung gemacht wurde, Stoffe, die für mehr als ein Jahrhundert, in Deutschland etwa von 1850 bis 1960, das wirtschaftliche Geschehen phasenweise dominant prägen sollten. Das Wachstum dieser Leitindustrien zog, in Rückkoppelungs-Effekten, dasjenige anderer Branchen nach sich und förderte es, wie insbesondere am Beispiel des Eisenbahnbaus gezeigt worden ist.¹

Die Entwicklung dieses neuen „Führungssektors“ der Industriewirtschaft bestätigt überdies, was zuvor schon überall in Europa zu erkennen war: Industrialisierung, das war nicht etwa ein „flächiger“ Prozess; zu einem solchen verdichtete sich wirtschaftliches Wachstum erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Industrialisierung ist, namentlich in Deutschland, ein regionales Phänomen gewesen, erwachsen aus älteren Gewerbelandschaften, nunmehr aber, mit der Montanwirtschaft, unter Herausbildung gänzlich neuer, klar unterscheidbarer, in sich typische Merkmale aufweisender Wirtschaftsregionen.

Rohstoffgewinnung ist standortgebunden. Erze aller Art lagern eher punktuell, in „Gängen“, die sich bestimmten Entwicklungen der Erdgeschichte verdanken; deshalb fanden sich Gewinnungsorte schon in frühgeschichtlicher Zeit oftmals weit außerhalb städtischer Siedlungen, und seit der Antike lösten neue Funde vielfach aus, was man im späten Mittelalter das „Berggeschrei“ nannte: Risikofreudige Investoren und mutige Bergleute strömten zu den Fundorten, begründeten dort eigene Siedlungen, „Bergstädte“, unter denen im deutschen Sprachraum diejenigen Sachsens, Tirols, Böhmens und des Harzes berühmt geworden sind. Solche Städte hatten dann Bestand, wenn sie, wie im Falle von Freiberg in Sachsen, eine gewisse administrative Zentralität auf sich zu ziehen vermochten – in den USA verkamen sie meistens zu „ghost cities“, sobald sich das Finderglück erschöpfte.

1 Vgl. Carl-Ludwig Holtfrerich: *Quantitative Wirtschaftsgeschichte des Ruhrkohlenbergbaus im 19. Jahrhundert. Eine Führungssektoranalyse*, Dortmund 1973.

Mit der Kohle verhielt es sich ganz anders. Diese lagert in Flözen, also flächig, in Fundregionen, die sich über weite Landstriche erstrecken, seltener dann auch an eher punktuellen Fundstätten. Deshalb zog die Industrialisierung der Kohlenförderung ganz andere Stadt- und Raumbildungen nach sich.² Kohलगewinnung fand auch in älteren Jahrhunderten statt und mochte dann im regionalen Umfeld auch andere gewerbliche Entwicklungen fördern. So ist, im Bergischen Land südlich des Ruhrgebiets, die Kleineisen-Industrie des 18. Jahrhunderts, welche unter zunehmendem Mangel an Holzkohlen litt, durch frühe Anlieferung von Kohlen aus dem Ruhrtal gesundet. Viel wichtiger war jedoch der Ersatz von Holzkohle durch Koks bei der Gewinnung von Roheisen.

Bisher hatte die Roheisen-Gewinnung stets an den Fundorten des Eisenerzes stattgefunden und dort zur Entwaldung ganzer Landstriche wegen der Köhlerei für Holzkohle geführt. Und überdies war die Kohlenförderung aus schlichten technischen Gründen eng begrenzt geblieben: Man verstand noch nicht ausreichend die geologischen Lagerungen der Flöze und musste sich, wegen des Problems der Wasserzuflüsse im flächigen Kohlenbergbau, auf oberflächennahe Gewinnungstechniken beschränken. In England war dies schon im 18. Jahrhundert ganz anders. Unter insgesamt günstigeren infrastrukturellen Bedingungen gelang dort frühzeitig der Einsatz von Dampfmaschinen für Wasserhaltung und Förderung, so dass man zu Tiefbauten schreiten konnte. Überdies erfand man Wege, aus Kohle Koks zu „backen“, der allein für die Verhüttung von Erzen brauchbar ist. In Deutschland brauchte man lange Jahrzehnte, um dasselbe nachzumachen und zu erlernen: zuerst in Oberschlesien, zögernd dann im Ruhrgebiet und an der Saar.

Damit schlug die Stunde der Montanindustrie modernen Zuschnitts – zuerst in England, dort wegen der Streuung der Kohlenlagerstätten im Nordwesten und in Schottland so sehr wie in Mittelengland und in Süd-Wales; in Belgien dann in den 1830er Jahren, in Frankreich noch deutlich später und in Deutschland, wie erwähnt, zur Mitte des Jahrhunderts. Entscheidend waren immer die Disposition des Erzes zur Kohle, der Kohle zum Erz, und die Verfügbarkeit der Eisenbahn als eines vergleichsweise preisgünstigen Transportmittels für Rohstoffe als Massengüter. Diese verdrängte im Zuge des Netzausbaus alsbald weitgehend die älteren Transportwege, schiffbar gemachte Flüsse und eigens erbaute Kanäle (wie vor allem in England). Erst im Prozess der kohlenbergbaulichen Expansion stellte sich dann heraus, wie groß die künftigen Fördergebiete tatsächlich sein würden, und in allen europäischen Bergbaugebieten lassen sich deshalb Phasen der industriellen Raumerschließung unterscheiden. Im Ruhrgebiet wurde die Nordwanderung des Bergbaus markant, während die Stahlindustrie im Wesentlichen an denjenigen Standorten verblieb, an denen sie während der Industriellen Revolution angesiedelt worden war. Die Disposition des Erzes zur Kohle und die Verkehrserschließungen waren, wegen der zu treffenden Entscheidungen

2 Vgl. zuletzt Karl Heinrich Kaufhold/Wilfried Reininghaus (Hg.): *Stadt und Bergbau*, Köln u.a. 2004 (darin S. 117–134 mein Aufsatz: *Bergbau und Stadtentwicklung im Ruhrgebiet im 19. und 20. Jahrhundert*), sowie Jean-Pierre Poussou/Alain Lottin (Hg.): *Naissance et développement des villes minières en Europe*, Paris 2004. Die beiden Bände zeigen übrigens, wie wenig heute „nationale“ Historiografien selbst in Gebieten wie der an sich international disponierten Montangeschichte kooperieren. Besser: Stefan Berger u. a. (Hg.): *Towards a Comparative History of Coalfield Societies*, Aldershot 2005.

über die Kosten des Massengütertransports, ganz grundlegend für die Herausbildung der schwerindustriellen Städtelandschaften, wie sie überall in Europa seit Mitte des 19. Jahrhunderts entstanden. Es zog die Hüttenindustrie dabei keineswegs zwingend zur Kohle. In Oberschlesien wirkte sich begünstigend aus, dass in der Nachbarschaft der Kohle bedeutende Lagerstätten von Eisenerz erschlossen wurden. Auch im Ruhrgebiet gab es, in den 1850er Jahren, eine ähnliche, die Ansiedlung von Hüttenwerken maßgeblich beschleunigende Hoffnung, als nämlich – nach der älteren Gewinnung von Raseneisenerz in der Emscher-Mulde, wo die spätere Gutehoffnungshütte entstand – flözartig lagerndes Eisenerz, der sogenannte „Blackband“, auch im Kohlengebirge vorgefunden wurde. Bald erwies sich, dass die Quantitäten unerheblich waren, weshalb vor allem im Dortmunder Raum einige rasch gegründete Hüttenwerke frühzeitig in Konkurs gingen.

Aber der Grundstein für die nachfolgend enge Verflechtung von Kohle, Eisen und Stahl war damit gelegt. Seit Ende des 19. Jahrhunderts entstanden riesige Montankonzerne unter vertikaler Verknüpfung von Kohlenförderung, Koksgewinnung, Verhüttung, Roheisen-Veredelung und Herstellung von Fertig- und Halbfertig-Produkten aus Eisen und Stahl, begünstigt durch neue Verfahren weniger bei der Kohlenförderung als vielmehr in der Herstellung preiswerter Massenstähle. Im Prinzip, freilich unter sehr unterschiedlichen wirtschaftsrechtlichen und politischen Rahmenbedingungen, geschah das überall in den europäischen Montanrevieren. Arbeit gab es dort reichlich. Überall strömten Hunderttausende in die Reviere, bald schon über weite Entfernungen: irische Landarbeiter nach Nordwest-England, Polen in das Ruhrgebiet, nach Belgien oder Nordfrankreich.³ In Deutschland sprach man jetzt vom „Wilden Westen“ im Rheinland und in Westfalen; die Regionalbezeichnung „Ruhrgebiet“ fand erst seit den politischen Ereignissen von 1920 und 1923 vermehrt Eingang.⁴ Ehedem kleine, aber durchaus traditionsreiche Städte wie Duisburg, Essen und Dortmund wuchsen binnen weniger Jahrzehnte zu industriestädtischen Agglomerationen, und ganz neue, bald riesige Städte entstanden, manchmal auf „öder Heide“ wie Oberhausen oder Königshütte in Oberschlesien, manchmal im Umfeld älterer „Kirchdörfer“ wie Hamborn.

Der Höhepunkt dieses schwerindustriell induzierten Stadtwachstums ist schon vor 1914 erreicht worden. Seither stagnierte die Entwicklung auf hohem Niveau, begünstigt durch künstliche Konjunkturen wie die imperialistische Rüstungskonkurrenz, die Rüstungswirtschaft der Nationalsozialisten und den ungeheuren Rohstoffbedarf der beiden Weltkriege wie auch den Rekonstruktionsbedarf nach 1945, aber auch erschüttert durch schwerste Kri-

3 Hierzu u. a. John Belchem/Klaus Tenfelde (Hg.): *Irish and Polish Migration in Comparative Perspective*, Essen 2003.

4 Der bislang früheste Nachweis für das „Ruhrgebiet“ als eindeutig auf die montanindustrielle Gesamtregion bezogene Bezeichnung findet sich bei Nicolaus Hocker: *Die Großindustrie Rheinlands und Westfalens, ihre Geographie, Geschichte, Production und Statistik*, Leipzig 1867, S. 115, Überschrift „Das Ruhrgebiet“: „Mit dem Kreise Duisburg treten wir in das *Ruhrgebiet* [Hervorheb. i. O.] ein, das so wichtig ist für die moderne Industrie durch seine Kohlen- und Erzlager ...“. Den (früher von mir „überlesenen“) Hinweis verdanke ich Herrn Dr. Thomas Urban. Seit den 1870er Jahren werden Raumbezeichnungen häufiger, bei denen unter „Ruhrgebiet“ einstweilen noch der südliche Raum, eher das „Ruhrfergebiet“, verstanden wird.

sen, zumal im Verlauf der Mechanisierung der 1920er Jahre und während der Weltwirtschaftskrise seit 1929. Dennoch schienen die schwerindustriellen Konjunktoren den Zeitgenossen überall in Europa bis Ende der 1950er Jahre beinahe unabänderlich, auch wenn andere Leitsektoren wie der schon erwähnte Maschinenbau, die Energiewirtschaft und die Elektrizitätsindustrie sowie die (teilweise vom Kohlenbergbau ausgehende) Chemieindustrie und der Fahrzeugbau die ursprüngliche Führungsrolle der Schwerindustrie längst ergänzt hatten. Die schwerindustrielle Blütezeit dauerte in Europa und Nordamerika bis um 1960, und die schwerindustriellen Siedlungsräume hatten sich mithin über mindestens drei Generationen in der Folge eines teilweise rasanten, in großem Umfang durch Zuwanderungen gesteuerten Städtewachstums herausbilden können.

Es waren überall dieselben Faktoren, welche den Aufstieg wie auch den Niedergang von Montanregionen ausgelöst, beschleunigt und vollendet haben. Diese Kräfte waren es auch, welche dem sozialen Gefüge der Montangesellschaften ein jeweils im Rahmen der umgebenden Gesellschaften ganz unverwechselbares Antlitz verliehen. Gewichtige Unterschiede lassen sich darin allein dahingehend ausmachen, dass die schiere Örtlichkeit der Lagerstätte die jeweilige Ausdehnung der bergbaulichen Aktivitäten maßgeblich bestimmte. Ob und in welchem Umfang sich montanindustrielle Nachfolgewerbe ansiedelten, war schon eher eine Frage rationalen Standortkalküls – und politischen Machtwillens, soweit „Montanbarone“, wie im Ruhrgebiet, willens und imstande waren, solche Ansiedlungen zu verhindern, um ihre Vorherrschaft auf den Arbeitsmärkten zu sichern. Erst im Verlauf der Nachkriegszeit hat sich offenbar die Disposition der Kohle zum Erz durch sehr erheblichen technologischen Fortschritt verändert. Man benötigt nun sehr viel weniger Koks, um Erze zu verhütten, und das macht globale Standortverlagerungen der Hüttenindustrie hin zu den großen außereuropäischen Erzregionen attraktiv.

Die Geologie ist der eine, grundsätzliche, raumformende Faktor in der Herausbildung von Montanregionen gewesen. Er ist unabänderlich, auch vorhandene infrastrukturelle Dispositionen betreffen ihn kaum, aber die Verkehrserschließung spielte, vergleicht man etwa die Wachstumsphasen und -dimensionen des oberschlesischen mit denen des ruhrindustriellen Montangebiets, wegen der damit verbundenen Transportkosten für Massengüter eine wichtige Rolle für die zeitlichen Abläufe, in denen solche Landschaften entstanden. Ihre innere Gliederung verdankte sich dabei überall, auch außerhalb Deutschlands, der teilweise längst schon bestehenden Siedlungsstruktur und administrativen Zuordnung. Es ist kennzeichnend für das Ruhrgebiet, dass die zu Beginn des 19. Jahrhunderts geschaffenen drei Regierungsbezirke, bei deren Entstehung die künftigen Dimensionen der Montanwirtschaft bei weitem nicht abzusehen waren, die Ballung dieser gewaltigen Erwerbslandschaft bis heute überlebt haben. Diesen Maßnahmen seitens der preußischen Staatsregierung lagen, so darf man vermuten, kaum wirtschaftliche, vielmehr in erster Linie politisch-administrative Standortüberlegungen zugrunde. Andernorts war das ähnlich, überall erfolgten Anpassungen der administrativen Strukturen an industrierräumliche Gegebenheiten anscheinend nur teilweise und äußerst zögernd. Auf der unteren Ebene der Verwaltungsorganisation war das meistens anders, denn die rasch wachsenden Montan-Industriestädte erzwangen ortsnahe räumliche Anpassungen, so dass die kommunalen Gebietskörperschaften im Zuge von Ein-

gemeindungen stark erweitert und ältere Dorf- und Vorort-Strukturen aufgesogen wurden. Seit den 1920er Jahren haben die Großstädte des Ruhrreviers die sie umgebenden Landkreise vollständig ausgefüllt und deren Verwaltungen mit wenigen Ausnahmen verschwinden lassen. Das hing wiederum mit der Geologie zusammen: Beim Kohlenbergbau verlangt die untertägige Erschließungstechnik gewisse Abstände in der Allokation der Förderpunkte. Diese Abstände haben sich zwar im Zeitablauf bedeutend vergrößert, und solche Förderpunkte sind auch nicht mehr zwingend Siedlungspunkte, aber die „Zersiedelung“ der Montanreviere hängt doch sehr eng mit den Erfordernissen der Kohlenförderung und Seilfahrt zusammen. Bedingt durch die Oberflächen-Topografie der flächigen Lagerstätten, kann dies zu sehr unterschiedlichen Siedlungsformen führen, wie sie sich vergleichsweise in England wegen der dort sehr verstreuten Lagerstätten betrachten lassen. Für Süd-Wales war beispielsweise die Erschließung der Lagerstätte über Tallandschaften kennzeichnend, welche sich allesamt zu den Küstenhäfen hin orientierten, während im Ruhrgebiet die Orientierung an der Ruhrschifffahrt nach dem Ausbau des Eisenbahnnetzes und mit der Nordwanderung des Bergbaus rasch schwand.

Die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen der entstehenden Montanregionen sind überall maßgeblich durch die rasch aufblühenden Betriebe, Unternehmen und Konzerne geprägt worden. Es waren die frühen Montanunternehmer, welche die Regionen durch ihrer Maßnahmen wirtschaftlicher Erschließung als Wirtschaftsräume profilierten, ohne dass sie sich, wie moderne Raumforschung nach dem „spatial turn“ vermuten lassen könnte, ein entsprechendes Raummuster gleichsam geistig konstruiert hätten. Binnen weniger Jahrzehnte erwuchsen die Montanregionen zu nachgerade prototypischen Klassengesellschaften, an denen sich denn auch die Gesellschaftskritik über ein Jahrhundert reiben sollte. Wegen der typischerweise ebenfalls großbetrieblichen Nachfolgegewerbe, zunächst ganz überwiegend in Eisen und Stahl, sind diese Gesellschaften – dem Maße nach – wie nirgends sonst durch das Lohnarbeitsverhältnis geprägt worden. In kleineren Bergbaukommunen konnte die Beschäftigung im Haupterwerbszweig bis zu 90 Prozent der Erwerbstätigen erreichen. Mittelschichten siedelten sich nur zögernd an, denn die Nachfrage nach Dienstleistungen blieb gering, und die kleingewerblichen Strukturen blieben an den Bedürfnissen der Schwerindustrie orientiert.

Die großen Zuwanderungsbewegungen ließen dabei überall ethnische und auch konfessionelle Mischlandschaften entstehen. Das galt für die englische Montanindustrie ebenso wie für den deutschen Bergbau und die Hüttenindustrie, wo viele polnisch sprechende Arbeiter Beschäftigung fanden. Schon wegen der Bedingungen der Zuwanderung, mehr noch im Zusammenhang der Familienbildung in den montanindustriellen Arbeiterschichten, wirkte sich überall die ausgeprägte Tendenz der Montanindustrie zu einer „Männerwirtschaft“ aus. Frauenarbeit war unter Tage mindestens beschränkt und wurde weithin auch über Tage ungern gesehen, sie schien in den Produktionsbetrieben der Hüttengesellschaften ganz undenkbar, so dass junge Frauen auch angesichts fehlender Erwerbsmöglichkeiten in Mittelschicht-Beschäftigungen auf frühe Familienbildung angewiesen blieben.⁵ Neben der hoch-

5 Hierzu Laurie Mercier/Jacelyne Gier (Hg.): *Mining Women: Gender in the Development of a Global Industry, 1670 to 2000*, New York 2006.

gradigen ethnisch-konfessionellen Vermischung jedenfalls in denjenigen Ländern, deren Konfessionsgeschichte solche Vermischung erzwang, prägte deshalb ein strukturkonservativer Modus der Familienbildung die montanindustriellen Gesellschaften: Familien wurden besonders früh gebildet, durchlebten deshalb eine verlängerte Fruchtbarkeitsspanne und brachten zahlreiche Kinder hervor, welche wegen fehlender Aufstiegs- und anderweitiger Erwerbsmöglichkeiten dieselben Strukturen in die nachfolgende Generation trugen. Die Gesellschaften in den Montanbezirken wurden also, durch Zuwanderung, Familienbildung und hohe Geburtenrate, zu ausgesprochen „jugendlichen“ Gesellschaften, und sie vererbten dieses Charakteristikum durch mehrere Generationen, bis das Versiegen der schwerindustriellen Erwerbstätigkeit strukturelle Neubildungen erzwang. Gleichsam in Reinform lässt sich solche Verjüngung und strukturkonservative Familienbildung an punktuellen, tendenziell isolierten Förderpunkten und Produktionsstandorten überall in Europa beobachten.⁶

Wirtschaftsregionen: Kommunikation und Konstruktion

Es hat dieser ausführlicheren Erörterung derjenigen Zusammenhänge, aus denen moderne Wirtschafts- (und Sozial-)Räume seit Einsetzen der Industrialisierung entstanden sind, bedurft, um neuere Forschungstendenzen einzuordnen, denen zufolge – im Zuge eines „linguistic“, „cultural“ oder „spatial turn“ nicht nur der internationalen Geschichtswissenschaft – die „Konstruktion“ mentaler Räume in den Köpfen von Menschen deren Befindlichkeit in Zeit und Raum und ihre Wahrnehmung von Wirklichkeit maßgeblich prägt, ja, im eigentlichen Sinne Wirklichkeit herstellt. Nun ließe sich das, wie bereits angedeutet, am Beispiel der Entstehung moderner Industrielandschaften schwerlich zeigen.

Darum geht es allerdings auch nicht, wenn etwa der Berliner Geograf Hans-Dietrich Schultz das Interesse an der Erforschung der Prozesse mentaler Raumbildung auf den Begriff bringt:⁷ „Räume sind nicht, Räume werden gemacht“. Es geht auch nicht in erster Linie um die bisher hier behandelte Tatsache, dass jenseits vorhandener geografischer und territorial-politischer Raumlagerungen neue Siedlungsräume, also wirtschaftliche, soziale und politische Räume von Menschen geschaffen werden, sondern es geht um das Problem der Konstruktion von Raumbildern, Leitbildern von Räumen, und das beispielsweise erneut in den etwas umwölkten Gefilden der Geopolitik. In ihr haben Geografen und Historiker zumal in Deutschland jahrzehntelang ihre Deutungskraft unter Beweis zu stellen versucht. Wenn

- 6 Ich habe hierzu einige Arbeiten veröffentlicht: Großstadtjugend in Deutschland vor 1914. Eine historisch-demographische Annäherung, in: Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 69 (1982) S. 182–218; Arbeiterfamilie und Geschlechterbeziehungen im Deutschen Kaiserreich, in: Geschichte und Gesellschaft 18 (1992) S. 179–203; Social Consequences of Isolated Industrialization: The Case of Germany, in: Sakari Hänninen et al. (Hg.): Meeting local Challenges – Mapping Industrial Identities, Helsinki 1999, S. 108–121; als Fallstudie: Proletarische Provinz. Radikalisierung und Widerstand in Penzberg/Oberbayern 1900 bis 1945, München/Wien 1982.
- 7 Hans-Dietrich Schultz: Räume sind nicht, Räume werden gemacht. Zur Genese „Mitteleuropas“ in der deutschen Geographie, in: Europa Regional 5 (1997) S. 2–14. Vgl. Benno Werlen (Bd. 3; Hg.), Sozialgeographie alltäglicher Regionalisierungen, 3 Bde. Stuttgart 1999 (2. Aufl.) – 2007.

dann in der Gegenwart von „mentalinen Räumen“, „mentalinen Landkarten“, die Rede ist, wird in der Regel über Wahrnehmungen und Prozesse der Identifikation gehandelt. Zu erkennen ist, dass und wie sehr sich die Befindlichkeit der Menschen in Zeit und Raum, ihre Identität, in einer stets aufeinander bezogenen Wechselwirkung von Selbst- und Fremdwahrnehmung konstituiert. Dabei insinuiert der Begriff der „Konstruktion“, dass räumliche Vorstellungen, Identifikationsräume, keineswegs zwingend aus der materiell konstituierten Gliederung der Raumwelt, der Daseinsräume von wie immer einander zugehörigen Menschen, erwachsen. Sprachliche Verdichtungen von Selbst- und Fremdwahrnehmungen sind es, die Räume konstituieren – mehr noch und vor allem anders als geografisch-wirtschaftsregionale sowie auch administrativ-politische Rahmenbedingungen und Raumsetzungen. Das lenkt den Blick mit Nachdruck auf semantische Felder, auf Sprache als Medium, und vor allem noch auf ganz andere Akteure, „Konstrukteure“ von Räumen, als Politiker, Administratoren oder Unternehmer: auf oftmals entfernte Beobachter und Interpreten, auf Kulturschaffende und Wissenschaftler und auf die Verschränkungen ihrer Raum-Konstruktionen mit ganz anderen Leitbildern. Damit wird der mentalitätsgeschichtlichen Raumforschung zwingend eine ideologiekritische Blickrichtung auferlegt. Am (deutschen) Begriff des „Lebensraums“ ist oft gezeigt worden, dass dieser Blickrichtung Dringlichkeit zukommt.

Es geht der modernisierten Raumforschung nach dem „spatial turn“ allerdings nicht allein, und nicht einmal in erster Linie, um die „globalen“ Räume, die mit der vollendeten Nationsbildung aus dem Zeitalter des Imperialismus in das zerrissene 20. Jahrhundert ragten. Darauf ist zurückzukommen. Zuvor muss einer Versuchung vorgebeugt werden, die sich immer wieder mit der Durchsetzung neuer Paradigmen der Forschung verbindet: der Neigung, die neue Sichtweise zu radikalieren, die Quellen darin „neu“ zu lesen und ganze etablierte Forschungsfelder auszublenden. So taucht das Problem „Industrialisierung“ als Faktor der Raumbildung in einer von Christoph Conrad herausgegebenen Veröffentlichung über „Mental Maps“ gar nicht auf.⁸ Jürgen Osterhammel bemerkt, dass der Begriff der Geopolitik, unter dessen Schirm in Deutschland jene unerträglichen Konzepte vom „Lebensraum“ entstanden sind, nunmehr „sein ideologisches Purgatorium heil überstanden“ habe und gar mit der „Pflugschar radikaler Kritik“ nach links umgeschmiedet werden könne; andere verleihen solcher Sichtweise gar eine „kulturwissenschaftliche Krone“.⁹ Osterhammel räumt ein, dass „in der Geschichte der wirtschaftlichen Entwicklung [...] ein gewisses Maß an regionaler Differenzierung von der Sache her unabweisbar geboten“ sei, aber in der Forschungspraxis finde man dann „doch eher statistische Datengruppen als spezifisch beschriebene geographische Räume“.¹⁰

Wirtschafts- und sozialgeschichtliche Raumforschung hat in Deutschland schon mit Karl Lamprecht und in der Nachkriegszeit spätestens mit Wolfram Fischer und Wolfgang

8 Christoph Conrad (Hg.): *Mental Maps*, Göttingen 2002 (= *Geschichte und Gesellschaft* 3 (2002)). Vgl. auch Karl Schlögel: *Im Raume lesen wir die Zeit. Über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik*, München/Wien 2003, besonders S. 137–147; Jürgen Osterhammel: *Die Wiederkehr des Raumes: Geopolitik, Geohistorie und historische Geographie*, in: *Neue Politische Literatur* 43 (1998) S. 374–397.

9 Osterhammel, *Wiederkehr des Raumes*, S. 388.

10 Ebd., S. 374.

Köllmann eingesetzt.¹¹ Ähnliches lässt sich für die Geografie feststellen, deren ältere, etwa auch am Ruhrgebiet erprobte sozialgeografische Ansätze mit dem neuerlichen Raum-Konstruktivismus verloren gegangen scheinen.¹² Dabei hatte sich mit der Schaffung eines neuen Paradigmas, desjenigen der Regionalgeschichte anstelle der oder ergänzend zur älteren Landesgeschichte, seit den 1960er Jahren ein erneuertes Interesse an der Herausbildung solcher Siedlungsräume herausgebildet, die eben nicht durch Geografie, Territorialgeschichte, Nationenbildung oder Geopolitik bestimmt wurden. Sidney Pollard, Frank Tipton, Wolfgang Köllmann, Richard H. Tilly und viele andere haben die Bedeutung von Wirtschaftsräumen nicht nur in der neueren Geschichte erarbeitet und darin Faktoren auch der mentalen Raumbildung behandelt.¹³ Das ist keineswegs nur durch die Forschung zur frühen Neuzeit, zur Protoindustrialisierung etwa, aufgegriffen worden.¹⁴ Zu den wichtigsten Erkenntnissen der neueren Wirtschafts- und Sozialgeschichtsschreibung über die beiden Industrialisierungsjahrhunderte gehörte vielmehr, dass Industrialisierung, in Europa wie in Nordamerika, überall, ursprünglich und nachhaltig ein regionales Phänomen war, also Wirtschafts- und Soziallandschaften entstehen ließ, in deren zeitweilig starken Sog die nationalen Gesellschaften insgesamt gerieten. So hat Peter Steinbach, indem er den Übergang von der Landes- zur Regionalgeschichte begründete, mehr und anderes als ökonomische und soziometrische Untersuchungen gefordert. Er hob auf „mentale, auf das gemeinsame Bewusstsein und die gemeinsamen Rahmenbedingungen der in einem räumlichen Lebensgefüge angesiedelten Menschen ab.“¹⁵ Seit um 1970 sind, auch angeführt von Steinbach

- 11 Zum Folgenden s. u. a. Werner Buchholz: Vergleichende Landesgeschichte und Konzepte der Regionalgeschichte von Karl Lamprecht bis zur Wiedervereinigung im Jahre 1990, in: ders. (Hg.): Landesgeschichte in Deutschland. Bestandsaufnahme – Analyse – Perspektiven, Paderborn u. a. 1998, S. 11–60; in demselben Bd. auch Karl Teppe, Landesgeschichtliche Traditionen und sozialgeschichtliche Erneuerung: Das Westfälische Institut für Regionalgeschichte, S. 279–314.
- 12 Vgl. Bochum und das mittlere Ruhrgebiet. Festschrift zum 35. Geographentag Bochum 1965, Paderborn 1965.
- 13 Vgl. etwa, statt zahlreicher Nachweise, Rainer Fremdling/Richard H. Tilly (Hg.): Industrialisierung und Raum. Studien zur regionalen Differenzierung im Deutschland des 19. Jahrhunderts, Stuttgart 1979.
- 14 Siehe besonders Stefan Brakensiek: Regionalgeschichte als Sozialgeschichte. Studien zur ländlichen Gesellschaft im deutschsprachigen Raum, in: ders./Axel Flügel: Regionalgeschichte in Europa. Methoden und Erträge der Forschung zum 16. bis 19. Jahrhundert, Paderborn 2000, S. 197–251.
- 15 Peter Steinbach: Zur Diskussion über den Begriff der „Region“ – Eine Grundsatzfrage der modernen Landesgeschichte, in: Hessisches Jahrbuch für Landesgeschichte 31 (1981) S. 185–210, 206; Brakensiek, Regionalgeschichte, S. 203, hält diese Forderung nach einem „mental orientierten Regionenbegriff“ für letztlich „praktisch folgenlos“. – Unter jeweils kennzeichnenden Akzenten s. zur jüngeren Regionen-Debatte etwa Christophe Duhamel u. a. (Hg.): Grenzregionen. Ein europäischer Vergleich vom 18. bis 20. Jahrhundert, Frankfurt am Main 2007; Gunther Gebhard u. a. (Hg.): Heimat. Konturen eines umstrittenen Konzepts, Bielefeld 2007; Wolfgang Bonß: Globalisierung, Regionalisierung, Globalisierung. Zur Bedeutung des Regionalen in der modernisierten Moderne, in: Jahrbuch für Regionalgeschichte 25 (2007) S. 15–28. Ein wichtiger Anstoß zu einer erneuerten Regionen-Debatte ging seit den späten 1970er Jahren offenkundig von der Schärfung regionaler Identität (und Stärkung von Regionalbewegungen) im Zuge der wirtschaftlichen und politischen „Europäisierung“ aus, vgl. etwa Dirk Gerdes (Hg.): Aufstand der Provinz. Regionalismus in Westeuropa, Frankfurt am Main/New York 1980; Hans-Georg Wehling, Regionen und Regionalismus in Westeuropa. Stuttgart etc. 1987.

selbst, zahllose regionalgeschichtliche Untersuchungen zum Prozess der Industrialisierung erschienen, in denen jedoch zugegebenermaßen die Raumbildung durch Industrialisierung nicht immer im Vordergrund des Erkenntnisinteresses gestanden hat.

Es bleibt festzuhalten, dass der erneuerte historische Raumdiskurs, so sehr seine konstruktivistische Dimension hilfreich erscheint, doch insofern „postindustrielle“ Züge trägt, als er diejenigen Raumbilder, die durch Industrialisierung und Urbanisierung im 19. und 20. Jahrhundert geschaffen wurden, nicht so recht ins Auge fasst. Da ließe sich, etwa mit Georg Simmel, ganz anders argumentieren. In seinem Essay zur „Soziologie des Raumes“ von 1903¹⁶ ging es ihm um die formalen Bedingungen der Vergesellschaftung, und er konnte sich darin gar auf Kant berufen, der den Raum als „die Möglichkeit des Beisammenseins“ definiert habe. Man kann hier lernen: Historische Räume seien, soziologisch gesehen, Gegenden einer „Einförmigkeit immer wiederholter Lebensinhalte“; die „räumliche Festgelegtheit eines Interessengegenstandes“ bewirke „bestimmte Beziehungsformen, die sich um ihn gruppieren“; „räumliche Fixierung“ werde zu einem „Drehpunkt für die Beziehungen und den Zusammenhalt“; Räume böten „sinnliche Nähe von Distanz zwischen den Personen, die in irgendwelchen Beziehungen zueinander stehen“. Und eine weitere Beobachtung, der man für die Diskussionen über die Entwicklung moderneren Raumbewusstseins eine gewisse Rolle zusprechen sollte, findet sich bereits bei Simmel: Beziehungen auf weite Distanz hätten, so Simmel, „eine gewisse intellektuelle Entwickeltheit“ zur Voraussetzung; dem stehe „umgekehrt der sinnlichere Charakter der lokalen Nähe“ gegenüber. Mit anderen Worten: Der Raumdiskurs ist ein Geschäft der Intellektuellen oder, in Begriffen der Bürgertumsgeschichte gesprochen, der Gebildeten.

So lässt sich als eine geradezu denkwürdige Koinzidenz interpretieren, dass auf dem Höhepunkt der großen euro-amerikanischen Urbanisierungswelle, von den 1890er Jahren bis 1914, die moderne Stadtsoziologie entstand, übrigens wiederum unter der Maße setzenden Mitwirkung von Simmel. Die moderne Großstadt gebar, kaum dass es sie gab, ihre Interpreten und Konstrukteure. Es überrascht nicht, dass in dem selben Zeitraum im industrialisierenden Europa, und zumal in Deutschland, der jahrhundertealte Stadt-Land-Gegensatz als Konstruktion mentaler Grenzen und Gegensätze einem Höhepunkt zustrebte. Es handelt sich um eine jener Grenzen, die wichtiger scheinen als die realen Schlagbäume in der Welt der Nationen, um äußerlich unscharfe, gar unsichtbare Grenzen, die „eher auf unseren inneren Karten, im Kopf“ verlaufen und „sich in unseren Zugehörigkeits- und Loyalitätsverhältnissen“ manifestieren, denn „Grenzen sind Überlebensbedingungen geordneten menschlichen Lebens“.¹⁷ Eine neue, andere Ordnung des Daseins zeichnete sich in den Riesenstädten ab, eine bisher unbekannte Urbanität, die mit dem Leben im Dorf und in der kleinen Stadt kaum noch etwas zu tun hatte: andere Bindungen und Beziehungen, neue Kommuni-

Interdisziplinäre Ansätze eines „new regionalism“ verfolgt Uwe Kröcher: *Die Renaissance des Regionalen. Zur Kritik der Regionalisierungseuphorie in Ökonomie und Gesellschaft*, Münster 2007, vgl. bes. Kap. 2, S. 15–56.

16 Georg Simmel: *Schriften zur Soziologie. Eine Auswahl*, hg. v. Heinz-Jürgen Dahme/Otthein Rammstedt, Frankfurt am Main 1983, S. 221–242.

17 Schlögel, *Im Raume lesen wir die Zeit*, S. 138, 144.

kationsformen, neue Institutionen und Funktionszuweisungen in einem hochkomplexen Geflecht großstädtischer Daseinsicherung.¹⁸ Vermutlich war die eben festgestellte zeitliche Koinzidenz von moderner Großstadtbildung und Großstadtkritik sowie Entstehung der Stadtsoziologie am ehesten dem Umstand geschuldet, dass die zu konstatierenden Strukturbrüche von bildungsbürgerlichen Schichten gleichsam am eigenen Leibe erfahren wurden.

Zu diesem Heft: Die nachindustrielle Konstruktion von Industrieräumen

Das war in den neuen montanwirtschaftlichen Industrieregionen, deren Bevölkerungen diejenigen älterer Großstädte bereits übertrafen, ganz anders. In den unteren Schichten sind Raumorientierungen in eher geringen Distanzen verankert und von eher affektuellem Art; Simmel betont, in der Sprache seiner Zeit, dass, „je primitiver das Bewusstsein ist, desto unfähiger“ sei es, „die Zusammengehörigkeit des räumlich Getrennten oder die Nichtzusammengehörigkeit des räumlich Nahen vorzustellen“, und er berichtet von jener Erfahrung, wonach die „Bewohner des gleichen Hauses nur auf freundlichem oder auf feindlichem Fuße stehen können“. Das könnte für die Analyse mentaler Raumbildungen in schwerindustriellen Ballungsregionen so sehr wie in ländlich-bäuerlichen Regionen von Bedeutung sein.

Das in Montanregionen – allenfalls – in wenigen kleinen Städten mit älteren Siedlungstraditionen ansässige Stadtbürgertum wurde mit dem industriegewirtschaftlichen Wachstum binnen einiger Jahrzehnte durch neue besitzbürgerliche Schichten, die Unternehmerschaft und Beamte oder leitende Angestellte, beiseite gedrängt.¹⁹ Neue, gebildete Mittelschichten für technische Berufe, Management und Verwaltung kamen regelmäßig von außen, denn die Regionen verfügten nicht über eigene akademische Bildungsstätten. Und der handwerkliche Mittelstand geriet vielfach in den wirtschaftlichen Sog der Montanbetriebe. Hingegen überwucherten zugewanderte Lohnarbeiter in den vergleichsweise niedrig qualifizierten Massenberufen in Bergbau und Hüttenindustrie die soziale Schichtung. Im konjunkturellen Rhythmus widerfuhr den Montanregionen eine stetige Durchmischung der Arbeiterbevölkerungen, und diese Migrationsströme, die während der Kriegs- und Zwischenkriegszeiten teilweise versiegt, setzten nach 1945 noch einmal, zumal in Westdeutschland, in neuer Zusammensetzung ein.

18 Zur Entstehung der Stadtsoziologie und deren „Abwanderung“ in die USA s. Rolf Lindner: Die Entwicklung der Stadtkultur. Soziologie aus der Erfahrung der Reportage, Frankfurt am Main 1990; ferner zur Stadt als Kommunikationsraum: Habbo Knoch: Schwellenräume und Übergangsmenschen. Öffentliche Kommunikation in der modernen Großstadt, in: Alexander C.T. Geppert u. a. (Hg.): Ortsgespräche. Raum und Kommunikation im 19. und 20. Jahrhundert, Bielefeld 2005, S. 257–284; Klaus Tenfelde: Die Welt als Stadt? Zur Entwicklung des Stadt-Land-Gegensatzes im 20. Jahrhundert, in: Friedrich Lenger/Klaus Tenfelde (Hg.): Die europäische Stadt im 20. Jahrhundert. Wahrnehmung – Entwicklung – Erosion, Köln u.a. 2006, S. 233–264.

19 Einschlägig ist Karin Schambach: Stadtbürgertum und industrieller Umbruch. Dortmund 1780–1870, München 1996.

So fehlte es den Montanregionen an identitätshungrigen und reflexionsfähigen gebildeten Mittelschichten als Akteuren und Konstrukteuren regionalen Bewusstseins. Wo solche Interessen sich bündelten, richteten sie sich auf die historische Rekonstruktion lokaler Identitäten, und so findet sich denn auch in den Heimat- und Geschichtsvereinen des Ruhrgebiets, die hier wie andernorts im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts gegründet wurden, die gewohnte städtische Elite alten Zuschnitts: Gymnasialprofessoren, akademischer „Mittelstand“, überwiegend seit längerem ansässig. Die zahllosen Zuwanderer jedoch pflegten eigene, andere Bedürfnisse kollektiver Identität, die sich um ihre Herkunftsregionen und oft um ihren christlichen Glauben rankten, während wieder andere Konstrukteure von Identität die Vision einer kollektiven Klassenheimat nährten. Weder die Kirchen noch die sozialistischen Strömungen boten einen auf die Region oder auch nur auf die Stadt und Werkskolonie, in der man ansässig geworden war, bezogenen Deutungsrahmen. Deshalb überrascht es nicht, dass die Fremdwahrnehmung der Montanregionen deren Bild als regionale Einheit die Selbstwahrnehmung in den Regionen als räumliche Beziehung zahlloser Menschen mit sehr ähnlichen Lebensumständen und Interessenlagen deutlich überwog. Es waren, das ist im Falle des Ruhrgebiets an der Geschichte des Westfälischen Heimatbundes und der kulturformenden Einflüsse vor allem des westfälischen Provinzialverbundes seit Mitte des 19. Jahrhunderts überzeugend nachgewiesen worden, andere Konstrukteure regionaler Identität, die der regionalen Selbstfindung der Industriebevölkerung Leitbilder zu setzen suchten.²⁰ Westfalen war hierum erkennbar viel stärker bemüht als das Rheinland. Dabei war, sieht man von der administrativen Provinzbildung nach dem Wiener Kongress ab, der „Raum Westfalen [...] nie mehr als ein soziales Konstrukt, eine imaginäre Projektionsfläche antimoderner Ressentiments“.²¹

Am Beispiel des Ruhrgebiets zeigt der nachfolgend gedruckte Beitrag von Stefan Goch, dass, unbeschadet der materialen Existenz der Region als einer hoch agglomerierten Wachstumszone unter schwerindustrieller Dominanz, gleich mehrere, im Zeitablauf wechselnd gefärbte Leitbilder der Raumwahrnehmung konkurrierten. Dabei überwog in der Außenwahrnehmung das Bild der Qualm- und Schmutzregion bei weitem, allenfalls unterlegt mit

20 Vgl. bes. Doris Kaufmann: Heimat im Revier? Die Diskussion über das Ruhrgebiet im Westfälischen Heimatbund während der Weimarer Republik, in: Edeltraud Klüeting (Hg.): Antimodernismus und Reform. Zur Geschichte der deutschen Heimatbewegung, Darmstadt 1991, S. 171–190, sowie Willi Oberkrome: „Deutsche Heimat“. Nationale Konzeption und regionale Praxis von Naturschutz, Landschaftsgestaltung und Kulturpolitik in Westfalen-Lippe und Thüringen, Paderborn etc. 2004; Gisela Weiß: Sinnstiftung in der Provinz. Westfälische Museen im Kaiserreich, Paderborn etc. 2005; Karl Ditt: Der Wandel historischer Raumbegriffe im 20. Jahrhundert und das Beispiel Westfalens, in: Geographische Zeitschrift 93 (2005) S. 45–61; zuletzt Thomas Rohkrämer: Bewahrung, Neugestaltung, Restauration? Konservative Raum- und Heimatvorstellungen in Deutschland 1900–1933, in: Wolfgang Hardtwig (Hg.): Ordnungen in der Krise. Zur politischen Kulturgeschichte Deutschlands 1900–1933, München 2007, S. 49–68.

21 Benjamin Ziemann: Modernisierung, Politik und Region in der Gesellschaftsgeschichte Westfalens, 1920–1960, in: Michael Prinz (Hg.): Gesellschaftlicher Wandel im Jahrhundert der Politik. 1920–1960 im Vergleich, Paderborn etc. 2007, S. 417, 432, 429. An anderer Stelle (S. 431) hält Ziemann, das östliche Ruhrgebiet für einen „genuine[n] Teil Westfalens“. Vgl. Karl Ditt/Klaus Tenfelde (Hg.): Das Ruhrgebiet in Rheinland und Westfalen. Koexistenz und Konkurrenz des Raumbewusstseins im 19. und 20. Jahrhundert, Paderborn u.a. 2007.

der Kritik an scheinbar „wildem“ gesellschaftlichen Zuständen oder auch mit gewissem Respekt vor der volkswirtschaftlichen Leistung, jedoch im Ganzen ein außerordentlich stabiles, stereotypisiertes, bis heute wirksames Leitbild in Abwehr und Abgrenzung. In der Binnenwahrnehmung entfaltete sich einstweilen nur ein schwaches Bedürfnis nach wie immer zu umgrenzenden regionalen Bezügen: Für das Bürgertum boten die Städte hinreichende Identität und beflügelten die historische, übrigens oft der Blütezeit des Städtewesens im hohen Mittelalter zugewandte Konstruktionslust, hinter der sich immer auch je gegenwärtige Bedürfnisse verbargen. Die Unternehmerschaft war, bis in die Nachkriegszeit, noch der stärkste Konstrukteur regionaler Identität, denn für das Marktkalkül war die regionale Infrastruktur, von den Verkehrslinien bis zum Werkwohnungsbaue, hoch bedeutend, aber die Absatzräume waren längst jenseits der regionalen und nationalen Grenzen markiert.²² Für die Arbeiterschaften waren die Voraussetzungen regionaler Identifikation einstweilen schlecht: Die Werkskolonie, der Vorort mehr als die Innenstadt, die Kirchengemeinden und Vereine boten hinreichend Raum für alltägliche Kommunikationen; die Herkunft, der Glaube oder die politische Vision boten genügend Heimat. Erst seitdem der historische Raum der Montanlandschaft unter starker Beteiligung der neuen, nun in der Region selbst ausgebildeten, akademischen Mittelschichten gedanklich ausgemessen worden ist, namentlich seit den 1960er Jahren, konturierte sich von innen her ein eigenes, um den Begriff der „Industriekultur“ konzentriertes und durch die Geschichtswissenschaft vertieftes Raumbewusstsein. Erst seither gab es die Möglichkeit und auch die Fähigkeit, sich, wenn man so will, die Region von innen her „schön zu reden“.²³

Regionale Identitätsbildung bezeichnet im Kern kommunikative Prozesse²⁴, welche mittels der Sprache und der Medien²⁵ die fühl- und sichtbaren Welten zu entgrenzen und zu

- 22 Als ein vielsprechendes Beispiel s. die Debatte um den Regionsbegriff „Mitteldeutschland“, bei dem fraglich ist, ob es sich überhaupt um eine „historisch gewachsene“, eine „Realregion“ handelt bzw. handelte oder um eine „fiktive Sinnordnung“. Vgl. Jürgen John: Gestalt und Wandel der „Mitteldeutschland“-Bilder, in: ders. (Hg.): Mitteldeutschland. Begriff – Geschichte – Konstrukt, Rudolstadt/Jena 2001, S. 17–68 (Zitate S. 17); der Beitrag von Mathias Tullner: Mitteldeutschlandpläne in der Zeit der Weimarer Republik, ebd. S. 377–391, verweist genauer auf Einflüsse der Wirtschaftsverbände, hier des Wirtschaftsverbandes Mitteldeutschland unter Führung des Krupp-Schwagers Tilo Frhr. v. Wilmowsky. S. auch Sönke Löden (Hg.): Montanlandschaft Erzgebirge. Kultur – Symbolik – Identität, Leipzig 2003.
- 23 Die Strategien des Schönredens zeigen Yvonne Rieker und Michael Zimmermann (Hg.) auf: *Historie und Hässlichkeit. Betrachtungen zur Ästhetik des Ruhrgebiets*, Essen 2007.
- 24 Hinzuweisen ist auf Gerhard Brunn (Hg.): *Region und Regionsbildung in Europa. Konzeptionen der Forschung und empirische Befunde*, Baden-Baden 1996, darin bes. der Aufsatz von Hans Heinrich Blotvogel: *Auf dem Wege zu einer ‚Theorie der Regionalität‘. Die Region als Forschungsobjekt der Geographie*, S. 44–68; vgl. weiter Rainer S. Elkar (Hg.): *Europas unruhige Regionen. Geschichtsbewusstsein und europäischer Regionalismus*, Stuttgart 1981, mit dem Aufsatz des Hg. S. 50–79 über „Regionalbewusstsein“; Georg Bossong: *Westeuropäische Regionen und ihre Identität: Beiträge aus interdisziplinärer Sicht*, Mannheim 1994; Burkhard Dietz: *Industrialisierung, historisches Erbe und Öffentlichkeit*, Wuppertal/Marburg 1990; Detlev Briesen u. a.: *Regionalbewusstsein in Montanregionen im 19. und 20. Jahrhundert*. Saarland – Siegerland – Ruhrgebiet, Bochum 1994.
- 25 Vgl. u. a. den Sammelband von Geppert u. a. (Hg.): *Ortsgespräche. Raum und Kommunikation im 19. und 20. Jahrhundert*, sowie Robert Stockhammer (Hg.): *TopoGraphien der Moderne. Medien zur*

umgrenzen vermögen. Die unsichtbaren, und das sind immer: die übergeordneten, nicht zwingend personifizierten Raumordnungen entziehen sich dem Alltag – nicht zufällig war die Bildungsreise im 19. Jahrhundert eine Tugend so sehr wie ein Privileg des Bürgertums. Sie entziehen sich zumal einem auf Arbeit und Daseinssicherheit bedachten Alltag, dem es gewiss nicht an Mobilität mangelte, aber das war, für Unterschichten in den Industrialisierungsjahrzehnten, Mobilität in der Tristesse immer desselben Daseinskampfes. Dennoch wirkten auch darin konkurrierende, raumbezogene Leitbilder fort: Herkunftsdorf und Nachbarschaft, Stadtviertel und Stadt, historische und ethnisch-kulturelle Territorialität, Fluss oder Tal, Sprachraum und Nation.

Der Strukturwandel der Nachkriegszeit hat die oben dargelegten Grundzüge der Montangesellschaften, die heute vermutlich am ehesten noch in Südamerika, Australien und China vorgefunden werden mögen, in den alten Industrieländern gründlich beseitigt. Es ließe sich an der Entwicklung der Frauenerwerbstätigkeit rasch zeigen, in welchem Maße die Veränderungen der Arbeitswelt, auch im Zusammenhang allgemeiner sozialstaatlicher Entwicklungen und einer forcierten Bildungsexpansion, die Familienbildung beeinflussten. Man kann überall in den alten Montanregionen von einer nachholenden Modernisierung der innergesellschaftlichen Strukturen und Beziehungen dahingehend sprechen, dass anderwärts längst „normale“ Dimensionen nunmehr erreicht wurden. Das betraf nicht nur die Struktur der Erwerbstätigkeit und die Frauenbeschäftigung, es betraf die Bildungsabschlüsse, die Aufstiegsmöglichkeiten, die Durchsetzung der Dienstleistungsberufe im Ausbau der öffentlichen und privatwirtschaftlichen Verwaltungen und vieles mehr. Vor allem entstand nunmehr in den Montanregionen, wenn diese nicht (wie in manchen Landstrichen Englands und vor allem in den Vereinigten Staaten) schlicht verlassen wurden, eine Mittelschicht, die sich in ganz anderen Erwerbsverhältnissen, Familienstrukturen und Daseinsbedürfnissen orientierte.

„Strukturwandel“, „structural change“, „reconversion“, das sind an sich allzu unscharfe Begriffe, um zu erfassen, welche fundamentalen Veränderungen sich in den west-, nordwest- und mitteleuropäischen, teilweise auch – wie dieser Band mit dem Beitrag von Holm-Detlev Köhler zeigt – südeuropäischen Montanregionen während der Nachkriegszeit vollzogen.²⁶ Für die Beurteilung der Nachhaltigkeit, mit der die montanindustrielle Erwerbsphase ein eigenes Regionalbewusstsein zu begründen, aber nicht gleich auszuprägen imstande war, dürfte – neben der erwähnten Herausbildung kommunikativer Fertigkeiten durch neue

Repräsentation und Konstruktion von Räumen (Trajekte), München 2005, s. in diesem stark literaturwissenschaftlich orientierten Band u. a. Werner Köster: Deutschland, 1900–2000: Der „Raum“ als Kategorie der Resubstantialisierung. Analysen zur deutschen Semantik und Wissenschaftsgeschichte, S. 25–72.

26 Anstelle vieler Hinweise s. den umfangreichen, zweisprachigen Band von Jean-François Eck u. a. (Hg.): *La reconversion des bassins charbonniers. Une comparaison interrégionale entre la Ruhr et le Nord/Pas de Calais*, Lille 2006, in dessen Anhang sich eine knappe Bibliografie mit den wichtigsten Werken findet. Für das Ruhrgebiet s. bes. Stefan Goch in dessen nachfolgendem Beitrag sowie sein Buch: *Eine Region im Kampf mit dem Strukturwandel. Bewältigung von Strukturwandel und Strukturpolitik im Ruhrgebiet*, Essen 2002.

nachindustrielle Mittelschichten – die vorindustrielle Beschaffenheit und kommunikative Erfahrbarkeit der betroffenen Regionen von ausschlaggebender Bedeutung gewesen sein. Für das Ruhrgebiet liegt auf der Hand, dass ein vorindustrielles Raumgefüge als Orientierungsfeld *vor* der Montan-Industrialisierung schlicht nicht existiert hat. Für Asturien und, so zeigt nachfolgend Stefan Berger, für Süd-Wales, blieb trotz aller Zuwanderungen die ethno-sprachliche Raumprägung dominant. Sie ist in Wales im 20. Jahrhundert durch ein sehr bewusst gestaltetes „proletarisches Identitätsnarrativ“ überlagert und wohl gar verdrängt worden, aber erst die Zukunft wird zeigen, ob nicht die vorindustrielle Identität, in der hier jahrtausendalte anti-englische Affekte mitschwingen, trotz aller Anstrengungen um die Pflege des „industrial heritage“ letztlich obsiegen wird. Hingegen könnte sich für Nord-Pas de Calais, darauf verweist Jean-François Eck in seinem Überblick zu jüngeren Entwicklungen, die stärkere, in gewisser Hinsicht „unfranzösische“, erst in jüngerer Zeit eingeräumte administrative Eigenständigkeit der Region zugunsten zunehmenden Regionalbewusstseins auswirken. Darauf verweisen Orientierungen der regionalen Eliten ebenso wie die auch hier verbreitet akzeptierte Pflege des industriellen Erbes. Der Blick auf Asturien hinterlässt demgegenüber eine gewisse Ratlosigkeit. Die bürgerlichen Mittelschichten sind hier, konstatiert Köhler, auch über den Strukturwandel hinweg schwach geblieben, und eine gewisse wirtschaftliche Marginalisierung der Region ist unübersehbar, so dass etwa im Tourismus vorindustrielle Identitäten belebt werden könnten. Es erweist sich, dass eine wenn nicht administrative, so doch institutionelle Durchgliederung der Region vonnöten oder doch hilfreich war und ist, um Regionalbewusstsein zu stärken.²⁷ René Leboutte zeigt dies eher mittelbar in seiner zusammenfassenden Erörterung am Schluss dieses Bandes.

Die nachfolgend gedruckten Beiträge sind aus einer Sektion des Kieler Historikertages 2004 hervorgegangen. Für Hilfen bei der redaktionellen Betreuung danke ich Frau Nadine Kruppa und Frau Kathrin Oerters.

27 Für das Ruhrgebiet s. nun den instruktiven, leider (für Historiker) entlegen publizierten Überblick von Ralf Stremmel: *Geschichtslandschaften: Bedingungsfaktoren, Elemente und Funktionen*. Berlin und das Ruhrgebiet im Vergleich, in: Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung (Hg.): *Informationen zur Raumentwicklung* 10 (2007), S. 613–626